

Jean Thomas Ist das Geld des Teufels?

Leben und Worte Jesu zeugen nirgendwo von einer Neigung oder Verpflichtung zu Verarmung und Verelendung; Jesus hält aber den Reichtum keineswegs für unverfänglich und für harmlos, weil er Wichtigeres verdrängen kann. Entscheidend ist, wofür man das Geld ausgibt. Mit dem Blick auf das Neue Testament kritisiert Thomas die einseitigen Einstellungen zu Geld und Wirtschaft und plädiert für eine „Rechnungslegung mit korrekten Zahlen“.

red

In Geldsachen hört die Gemütlichkeit unter gewissenhaften Christen sichtlich auf. Dabei geht die gute Botschaft damit eigentlich nicht besonders böse um. Was Jesus selbst dazu sagt, ist wie gewöhnlich im Vergleich zu manchen christlichen Bewußtseinsbeschwerden und -verdrängungen erstaunlich unbefangen und positiv, aber um so störender.

Wenn er so anstößig feststellt, daß niemand, der es praktisch mit dem Mammon hält, es ernstlich mit Gott halten kann (Mt 6, 24; Lk 16, 13), geht das doch wesentlich weiter als eine Warnung vor dem Umgang mit Geld als allgemein gebräuchliches Tauschmittel, Recheneinheit, Wertaufbewahrungsmittel, Träger höchster Liquidität oder was man auch immer diesem interessanten Instrument im Getriebe des Wirtschaftslebens spezifisch zuschreiben mag. Wie in Targum, Mischna und Talmud handelt es sich da also, wenn vom besagten Mammon die Rede ist, nicht ausschließlich und nicht einmal besonders um das Geldwesen, als ob es reichte, nicht zu zählen und nicht zu zahlen, um der Wirtschaft den bösen Geist vom Hals zu halten, sondern um, was immer wir, wie auch immer, in Besitz nehmen, Geld und Gut. Geld oder sonst was, all das wohl oder übel irgendwie schmutzige Zeug, worauf wir versucht sind zu vertrauen, das ist der Mammon, vor dem wir uns vorzusehen haben.

Jesus und das Geld

Die Geschichte des Geldes ist schon zur Zeit Jesu längst eine alte Geschichte. Der Umgang mit Geld ist damals im besetzten Gelobten Land wie überall im zeitgenössischen Römischen Reich gang und gäbe, banal und unproblematisch. Was Wunder, daß nun bei der Versuchung das Geld eine wesentliche Rolle spielt, wo sich seinerzeit in der ersten Naturalwirtschaft die Schlange zwecks Sündenfall mit einer Werbekampagne für unzulässige Früchte begnügen mußte.

Kein einziges überliefertes Wort Jesu zeugt jedoch im geringsten von der mindesten Angst und Bangigkeit vor den damals klingenden Münzen. Nirgends ist die Rede auch nur anspielend davon, daß, wer diese Dinge anfasse,

sich dabei fatal sündhaft die Finger verbrenne. Es geht Jesus offenbar stets und ausschließlich darum, was wir damit zu tun und zu lassen haben. Als die Auskundschafter Jesus verfänglich danach ausfragen wollen, ob die Bewohner Judäas die gerade neu eingeführte Kopfsteuer dem römischen Staat zahlen oder verweigern sollen, ist es gewiß nicht purer Zufall, daß seine Antwort sich in keiner Weise moralisch um die anscheinend selbstverständliche Beteiligung am Zahlungsverkehr mittels des landläufigen Währungsgeldes kümmert. Er sagt nicht, es sei schlecht, er sagt uns nicht, es sei gut: es ist zu einer Unmenge von Gutem und Schlechtem gut. Wichtig ist allein vielmehr: daß es gilt, dem Staat zu geben, was des Staates ist, aber Gott, was Gottes ist, auch im Konfliktfall (Mk 12, 17; Mt 22, 21; Lk 20, 25).

Das Gleichnis von den Talenten

Das Gleichnis vom anvertrauten Geldvermögen, in dem die tüchtigen Depositäre, die dank riskanter Anlage das Depositengeld vervielfacht haben, ausgiebig belohnt werden, während ihr schüchterner Kollege, der vorsichtig gehortet hat, mit Schimpf und Schande selbst seines kleinen Kapitals verlustig wird, weil er es nicht wenigstens zinsbringend bei einem Geldverleiher angelegt hat (Mt 25, 14-30; vgl. Lk 19, 12-27), ist natürlich nicht zur autorisierten Rechtfertigung profitabler Marktwirtschaft bestimmt und sicher kein kirchenamtlicher Leitfaden für christlich beglaubigte Bankiers, Makler und Spekulanten. Auch wenn der Zyklus der Evangelienlesungen diese Verkündigung ausgerechnet – wie Mitte November in allen katholischen Kirchen der Welt – auf den Sonntag nach dem jüngsten weltweiten Börsenkrach ansetzt. Es geht dabei nicht mehr um Finanz als bei den Saatgleichnissen um Agronomie. Aber wie Jesus Kraft und Dynamik des Evangeliums mit der normalen Alltäglichkeit der Weise, wie die Erde von selbst Frucht bringt (Mk 4, 26-29) oder wie trotz hartgetretenen Weges, felsigen Bodens oder Dornen die Ernte so erstaunlich reich ausfallen kann (Mk 4, 13-20; Mt 13, 18-29; Lk 8, 11-15), vergleicht, so vergleicht er hier die wünschenswerte Initiative der Seinen mit den normalen Erfordernissen des wirtschaftlichen Alltags. Wobei er, der doch nie so tut, als ob er täte, offenbar ganz normal findet, daß mit Geld gewirtschaftet wird, daß das Geld „arbeitet“ und daß es bei der Gelegenheit einen Mehrwert abwirft.

Verkauft und gebt!

So wenig ist ihm das des Kümmerns und des Kummers wert, daß er dem begüterten jungen Mann, der gern vollkommen sein möchte, vor allem rät, sein Sachvermögen zu realisieren: Verkaufe, was du hast (Mt 19, 21). So haben das sichtlich auch die ersten Christen in Jerusalem bei

ihrem Versuch einer gütergemeinschaftlichen Gemeinde verstanden, als sie zwecks Verteilung erst einmal alles verkauften (Apg 2, 44–45), d. h. zu Geld machten.

Dabei ist das Evangelium alles andere als naiv. Das merkwürdige Gleichnis vom raffinierten Verwalter, mit dem die Lehrberechtigten sich seit zweitausend Jahren so schwertun, lobt die gute Verwertung zu Unrecht gemachten Geldes (Lk 16, 33). Gibt es viel Geld, gibt es Geld, das, wenn wir den Kreislauf etwas weiter entlang fahnden, nirgendwo nirgendwie infektiösverdächtig ist? Jesus ist offenbar weniger daran interessiert, woher das kommt, als was wir damit anstellen (Mk 7, 15; Mt 15, 11): Verkauft und gebt (Lk 12, 33)! Charles Péguy meinte von den guten Christen, die sich aus fundierten Gründen nicht die Finger schmutzig machen wollen: sie haben saubere Hände, sie haben keine Hände. Das Evangelium ermuntert anscheinend anders. Auch in puncto Geld.

Engpaß Nadelöhr

An und für sich ist Geldbesitz wie anderer Besitz weder sündig noch tugendhaft. Leben und Worte Jesu zeugen nirgendwo von einer Neigung oder Verpflichtung zu Verarmung und Verelendung. Jesus macht nicht nur keine Geschichten, sondern setzt den von Skrupeln Geplagten den Kopf zurecht, wenn in Bethanien eine Frau gegen alle Regeln wirtschaftspolitischer Kleinkrämerei zu seiner Ehrung eine ganze teure Flasche Parfüm aufwendet (Mk 14, 3–9; Mt 26, 6–13; Joh 12, 1–8). Der Honoratior Josef aus Arimatäa ist (laut Mt 27, 57 – Markus, Lukas und Johannes ersparen ihm die Erwähnung dieses Makels) ein reicher Mann. Das hindert ihn nicht, sich, als alle anderen Getreuen das Weite gesucht haben, selbstlos und sehr riskant des gekreuzigten Jesus anzunehmen.

Jesu Anliegen: die Lebensqualität jedes Menschen

Sicher und aufregender und anregender ist jedoch zweifellos, daß Jesus, der um die Herzen der Mitmenschen weiß (Apg 1, 24), den Reichtum keineswegs für unverfänglich und harmlos hält. Dabei scheint es ihm, wenn wir uns bei der Ermittlung seiner Absichten mit dem Wortlaut seiner überlieferten Worte bescheiden, weniger um die christliche Korrektur der sozialen Ordnung und die Promotion der richtigen Entwicklung zu gehen, als um die Lebensgefahr, die Lebenschance und die Lebensqualität eines jeden von uns. Wer nicht von allem, was er hat, loskommt, kann ihm nicht auf dem Lebensweg folgen (Lk 14, 33). Sorgen machen das Leben nicht nur schwer, sondern schwerfällig. Wem seine Habe zuviel auswärts zu schaffen macht, der hat Schwierigkeiten, im Reich Gottes, so wie es schon da ist (Mt 12, 28; Lk 11, 20), zu Hause zu sein. Ein Engpaßproblem, bei dem die Wirtschaftsrechnung, sich selbst überlassen, nicht aufgeht (Mk 10, 23–25; Mt 19, 23–24; Lk 18, 24–25).

Geschäft oder
Fest?

Das Wirtschaften selbst ist eine kostspielige Angelegenheit, weil es wohl oder übel auf Kosten all dessen geht, das es in unserem Leben konkurrierend verdrängt. Die Sorgen um die Ermöglichung alles Möglichen ersticken das Wort (Mk 4, 19; Mt 13, 22; Lk 8, 14), das nicht in den gängigen Kram paßt. Die Einladung zum gemeinsamen Fest riskiert, der Überbeschäftigung zum Opfer zu fallen: Einer hat damals in Ermangelung industrieller und nachindustrieller Ausreden mit Acker und Vieh, ein anderer in seinem Laden so viel zu tun (Mt 22, 5; Lk 14, 18–19). Paulus hat das verblüffend übersetzt, wenn er im Bewußtsein des Zeitdrucks für das „Als ob“ optiert. Die Zeit ist knapp. Es wäre höchste Zeit, daß die Konsumenten konsumierten, als konsumierten sie nicht, die Sparer, die Investoren sparten und investierten, als sparten und investierten sie nicht, die Kalkulatoren kalkulierten, als kalkulierten sie nicht. Wie lange noch? (1 Kor 7, 29–31) Ist das so wichtig? Gibt es denn nichts Wichtigeres? Die viele zeitraubende, absorbierende Rechnerei riskiert, das Unberechenbare zu verdecken. Die Wirtschaft ist so auf ihren Platz verwiesen, und das ist nicht der erste. In einer ebenso unumgeharen wie schwerverdaulichen Äußerung sagt Jesus uns sozusagen von den Geldsorgen wie überhaupt von der Besorgnis um den Haushaltsplan los. Wenn er uns dazu anhält, uns nicht darum zu sorgen, was wir essen oder trinken oder anziehen sollen (Mt 6, 25. 32; Lk 12, 22. 29), heißt das gewiß nicht, daß entgegen aller Erfahrung Vollbeschäftigung, Wachstum und Entwicklung dank unsichtbarer Hand mühelos wie am Schnürchen gehen und die zufriedenstellende Verteilungsgerechtigkeit aus immer heiterem Himmel fällt, sondern daß wir mit allem, worum wir uns Mühe geben, und trotz allem, was uns dazwischenkommt, doch vertrauensvoll auf mehr und Besseres rechnen können, als unsere Projektionen, Prognosen und Programme in Rechnung stellen und wir machen können. Die Verfügung über den Brotbedarf für den morgigen Tag (Mt 6, 11; Lk 11, 3) hängt nur beschränkt von der Disponibilität an liquiden Mitteln ab. Wenn die Geldsorge allein geht, läuft sie Gefahr zu vernebeln, worum es letztlich geht und was wir schon erwarten (Mt 6, 33; Lk 11, 31).

Träges Vergessen
des Unberechenbaren

Was den Begüterten die enge Pforte zum Leben (Mt 7, 13–14; Lk 13, 24) so schwer gangbar macht, daß ein Reicher gleichsam schwerer in das Reich Gottes kommt, als daß ein Kamel durch ein Nadelöhr geht (Mk 10, 25; Mt 19, 24; Lk 18, 25), ist anscheinend eher als die Enge, daß sie so versucht sind, sich häuslich niederzulassen, und die Sehnsucht, sich zur Ruhe zu setzen. Das Weh, das ihnen

droht, kommt nicht von ihrer Zugehörigkeit zu einer Klasse auszurottender Schädlinge, sondern daher, daß sie ihren Trost schon weghaben und satt sind (Lk 6, 24–25; 16, 25). Der wohlhabende Gutsbesitzer plant eigentlich durchaus vernünftig, wenn er einen Silo bauen will, um seine Getreideernte rentabel zu bewirtschaften, und, statt sich stur der Akkumulation zu ergeben, an die Absicherung der Lebensfreude denkt. Nicht, daß er weitblickend vorsorgt, macht diesen besonnenen Mann so töricht, sondern daß er so unbesonnen nicht weiter blickt und über dem Rechnen mit kurz- und mittelfristigen Sorgen das Unberechenbare, auf das es über die Dauer hinaus ankommt, vergißt. Wenn das Leben uns diese Nacht abgefordert wird, ist die Sorge ums Geld kostspielig (Lk 12, 16–20).

Wo dein Schatz,
da dein Herz

Der Mammon ist in der Tat immer noch eine Art Götze. Kaum, daß heute Gefahr bestünde, daß er mit Gott in Kultkonkurrenz träte, aber weil er in Versuchung bringt, bei ihm haltzumachen, uns mit den unbestimmten Möglichkeiten des Geldes zu begnügen und es bei der vagen Macht über alles Kaufbare bewenden zu lassen. So vor allem kommt die Geldgier dazu, wie die autorisierte Volksweisheit sie schimpft, eine Wurzel allen Übels zu sein (1 Tim 6, 10). Denn wo wir den Schatz vermeinen, an dem wir hängen, bleibt auch das Herz ordinär hängen (Mt 6, 21). Die wesentliche Gefahr ist doch überhaupt, zu haben. Wer sein Leben gefunden hat, der wird es verlieren (Mt 10, 39). So toll heißt es wortwörtlich im Evangelium. Wenn das Geld für bare Münze genommen wird, ist der Geist geneigt, schlafen zu gehen.

Schlangen, Tauben
und Finanzgebären

Sollte der Geist nicht eigentlich ohne Geld auskommen? Jesus sendet die Zwölf zur inneren Mission unter den verlorenen Schafen des Hauses Israel ausdrücklich ohne Geldbeutel (Lk 10, 4; 22, 35) aus und weist sie an, sich weder Geld noch Silber und nicht einmal Kleingeld einzustecken (Mt 10, 9; Mk 6, 8; Lk 9, 4). Gilt das allerorts und allezeit oder unter Umständen? Schon als die ersten Missionare die Grenzen des Heiligen Landes passieren und in die griechisch-römische Fremde gehen, wird das problematisch. Wo, wie in Korinth, die Gastlichkeit nicht so landläufig ist und er lästig und kurz abgefertigt zu werden droht, muß Paulus wohl oder übel mit Mitteln, die er anderswoher als Entgelt oder Beihilfe bezieht, seinen Lebensunterhalt, den sein Dienst bedingt, finanzieren (2 Kor 11, 8–9). Als die Mutterkirche in Jerusalem mit ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht mehr fertig und es für sie auch sonst etwas schwierig wird, hat er zum karitativen Lastenausgleich eine weit angelegte Spendenaktion

zu organisieren und achtzugeben, daß dieser beträchtliche Wohltätigkeitsetat klar regulär bewirtschaftet wird und nicht zu Gerede Anlaß gibt (2 Kor 8, 20–21). Das Budget des Pfarramts oder die Finanzen des Vatikans stecken da noch und schon in den Kinderschuhen.

Ausgebliebene
Personalunion
christlicher Tauben
und Schlangen

Als Jesus die Seinen wie Schafe unter die Wölfe als arglose Zeugen in die rücksichtslosen Strukturen aussendet, gibt er uns auf den Weg eine Lebensregel, die praktisch alles enthält, was zum guten Leben in schlechter Gesellschaft und insbesondere im Wirtschaftsleben bestmöglich christlich zu sagen ist: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben (Mt 10, 16). Auch der nachsichtigste Beobachter der christlichen Erscheinungen in der Geschichte der Volks- und Betriebswirtschaft oder der sozioökonomischen Aspekte der Kirchengeschichte wird kaum umhinkönnen, mit Bedauern zur Kenntnis zu nehmen, daß die Personalunion christlicher Tauben und Schlangen auch unter guten Christen, geschweige denn als Gepflogenheit irgendeiner geschichtlich belegbaren Christenheit, kaum verbreitet ist. Das wirtschaftliche wie das politische Verhalten mehr oder weniger christlicher Akteure scheint, soweit sie ihre Aktionen und Reaktionen vom Evangelium inspirieren lassen, wenn wir die Kategorien Max Webers bemühen dürfen, eher zur kompromißlosen Gesinnungsethik der guten Tauben zu neigen als zur Verantwortungsethik der guten Schlangen, die sich um die Nebenfolgen sorgen und eventuell mit kleineren Übeln begnügen. Von Anbeginn (Apg 2, 44–45; 4, 32–37) bis zu den namhaften oder anonymen Christen oder den enzyklischen Belehrungen unserer Zwischenzeit hat das christlicherseits mehr Aufmerksamkeit und mehr Kompetenz für den Bedarf als für die Güter, für die Verteilung als für die Produktion, für soziale Gerechtigkeit als für die Bedingungen des Wachstums und der Entwicklung des Sozialprodukts gegeben. So hat auch, unabhängig von sozialistischen Optionen, die „Erwerbswirtschaft“, in der die wirtschaftliche Tätigkeit im Unterschied zur „Bedarfsdeckungswirtschaft“ nicht unmittelbar auf die Deckung eines gegebenen Bedarfs, sondern auf den Erwerb von Geld gerichtet ist, gewöhnlich eine reservierte christliche Presse gehabt. Das hat nie verhindert, daß auch Christen dem Geld nachlaufen. Aber, wie jeher (Sir 31, 8), mit schlechtem Gewissen.

Das anfällige Fleisch

Daß, wie willig der Geist auch sei, das Fleisch anfällig bleibt (Mk 14, 38; Mt 26, 41), ist keine Schande und kein Schuldpruch, sondern die nüchterne Diagnose unserer Lebensbedingung. So ist der Mensch, auch mit Geld und Gut, und riskiert er, den Geist aufzugeben. Bis in die letz-

ten Tage wird es nach inspirierter Vorhersage mit Geiz und Geldgier nicht vorbei sein (2 Tim 3, 1–2). Da scheint es angebracht, statt mit fromm gesenktem Blick um diesen heißen Brei herumzuschleichen, die Augen zu öffnen und selbst den Mund, und daß das Ja ein Ja sei und das Nein ein Nein, in einer Rechnungslegung mit korrekten Zahlen. Es ist nicht so schlimm, wenn sich das in institutionellen wie in persönlichen Haushalten christlich höchstens schlecht und recht ausnimmt. Nur das Vertuschen ist wirklich böse (Mt 5, 37).

Reinhart Staats Die Ortskirche soll reich sein

Ein Grundsatz frühchristlicher Wirtschaftsethik

Schon der (vom Autor formulierte) Titel nennt einen entscheidenden Grundsatz frühkirchlicher Wirtschaftsethik, der auch für unsere Zeit wieder stärkere Beachtung verdienen würde – allerdings nicht im Sinn einer „Besitzstandswahrung“, sondern nach dem Motto „Eigentum verpflichtet“. Die frühe Kirche wollte reich sein, um die Diakonie möglichst gut erfüllen zu können: durch Loskauf von Gefangenen, Unterstützung von Witwen und Waisen, durch Spenden an arme Gemeinden u. a. m. Wie der Autor zeigt, hängt diese Wirtschaftsethik entscheidend mit Grundaussagen des Glaubens zusammen. Die Ausführungen können daher die theologische Reflexion anregen, in der Kirche und in der gesamten Wirtschaft das Verständnis für den rechten Sinn des Geldes und der Ökonomie vertiefen und größere Sicherheit für den konkreten „christlichen“ Umgang damit geben. red

Wirtschaftswissenschaft ohne Wirtschaftsethik

Das Kieler Institut für Weltwirtschaft ist eine in der Welt sehr bekannte wissenschaftliche Einrichtung. Wenn man sich seine Organisation ansieht, wird man vergeblich nach einer Abteilung suchen, die sich besonders mit Wirtschaftsethik befaßt. Die unumfragte und stillschweigend vorausgesetzte sittliche Maxime dieses Instituts wie aber auch aller wissenschaftlichen Einrichtungen an den Universitäten, die sich mit Volkswirtschaft und Betriebswirtschaft befassen, ist, daß der materielle Wohlstand des einzelnen und der Gesellschaft an sich etwas Gutes ist. Wirtschaftlicher Wohlstand, der durch wirtschaftlichen Aufschwung eines einzelnen Unternehmens, einer Region oder einer ganzen Nation erreicht wird, ist an sich so gut, daß sich eine Infragestellung einer solchen obersten sittlichen Maxime durch philosophische oder gar theologische Erörterung anscheinend erübrigt. Dementsprechend